

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27185-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Horst Eckert, 1959 in Weiden/Oberpfalz geboren, lebt seit vielen Jahren in Düsseldorf. Er studierte Politikwissenschaft und arbeitete 15 Jahre als Fernsehjournalist. Seine Romane – viele davon preisgekrönt – gelten als «im besten Sinne komplexe Polizeithriller, die man nicht nur als spannenden Kriminalstoff lesen kann, sondern auch als einen Kommentar zur Zeit» (Deutschlandfunk). Mit «Schwarzlicht» und «Schattenboxer» sind bereits zwei Bände seiner Politthriller-Reihe um den Düsseldorfer Ermittler Vincent Che Veih erschienen.

Mehr über den Autor: www.horsteckert.de

«Eckert findet in seinem Thriller aufregende Antworten auf offene Fragen und Widersprüche im haarsträubendsten Kriminalfall der letzten Jahre und treibt ein bisweilen beklemmendes Spiel mit Fiktion und Wirklichkeit.» (Neue Westfälische)

«Eckert hat sich als einer der großen deutschen Krimiautoren etabliert. Seine Polizeithriller sind populär und packend.» (Die Welt Kompakt)

«Einer der besten deutschsprachigen Erzähler.» (Westfalenpost)

Horst Eckert

Wolfsspinne

Thriller

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, September 2017
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg
Umschlagabbildung Benjamin Guimond / EyeEm / Getty Images
Satz aus der Minion Pro, InDesign, bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27185 4

Prolog



Sie kommen fast jede Nacht in mein Zimmer.

Junge Männer, sie ähneln sich wie Zwillinge. Ihr Haar ist so kurz, dass die Kopfhaut durch die Stoppeln schimmert. In meinem Traum tragen sie ein Licht. Es lässt mein Herz rasen und mich aus verschwitzten Laken aufschrecken.

Ich war fünf und spielte mit Schweinchen und Schornsteinfegern, die von Silvester übrig geblieben waren. In meinem Versteck zwischen den Orangenbäumen baute ich ihnen eine Wiese aus Moos und einen Wald aus abgeschnittenen Stielen, die mein Papa unter den Tisch fallen ließ.

Er band Sträüße, meiner Familie gehörte das Geschäft.

In Wirklichkeit trugen die Männer kein Licht, sondern Pistolen.

Manchmal reden sie in meinem Traum mit Papa. Er fleht sie an, nicht zu schießen. Er schenkt ihnen Blumen. Kein Traum bleibt über fünfzehn Jahre derselbe. Aber am Ende liegt mein Vater jedes Mal in seinem Blut am Boden.

Ich weiß nicht, wie oft es geknallt hat. Ich weiß nicht, warum sie mich übersehen haben. Vielleicht war ihnen das kleine Mädchen keine Kugel wert.

«Nadire, geh zu Mama», flüsterte Papa. Dann fielen ihm die Augen zu, und er regte sich nicht mehr.

Drei Tage später war er tot.

Während Mama verhört wurde, durchsuchten Polizisten unsere Wohnung. Sie behaupteten, dass Papa Spielschulden gehabt hätte, eine Geliebte, heimlichen Umgang mit Zuhältern und Menschenhändlern. Weil keiner den Verdacht bestätigen konnte, sprachen sie von einer Mauer des Schweigens, wie sie typisch für die Türkenmafia sei. Dann verloren sie das Interesse an Papas Tod.

Mama musste das Geschäft verkaufen, denn die Kunden blieben weg. Sie ging putzen und wurde krank.

Die Männer schossen mit der gleichen Pistole in Nürnberg, München, Hamburg, Rostock, Dortmund und Kassel. Die Polizei besuchte uns noch einmal. Sie sprach von «Dönermorden», nannte ihre Sonderkommission «Bosporus». Später hörte ich, dass Zeugenaussagen nur ernst genommen wurden, wenn von verdächtig wirkenden Südländern die Rede war.

Nach elf Jahren, an einem Novembertag 2011, wurde die Pistole gefunden. Und die beiden Männer, die seitdem für das Böse stehen. Aber noch immer fehlt mir die Antwort auf die Frage: Warum mein Vater, der Blumenhändler?

In letzter Zeit träume ich wieder öfter von den Zwillingen. Und jeden Tag schneide ich neue Artikel aus der Zeitung, in denen es um den Hass geht.

Überfälle, Anschläge, Morde.

Sie hören niemals auf.

Teil Eins

Der Überfall



Die Hölle ist leer. Und alle Teufel sind hier.
William Shakespeare, Der Sturm

2011 – Eisenach

1



Freitag, 4. November

Auf einmal drangen Schreie aus dem Kundenraum ins Büro. Stefan sprang auf, um nachzusehen. Julia folgte dem Filialleiter nach vorn – nicht zu reagieren, hätte sie falsch gefunden, aber rasch bereute sie ihren Mut.

Die Bankräuber trugen Jogginghosen, Kapuzenjacken und Masken. Wie das Geistergesicht aus einem der *Scream*-Filme sah der eine aus, er fuchtelte nervös mit einem Revolver und brüllte Antje an, die an diesem Vormittag hinter dem Schalter saß: «Geld her, mach sofort den Tresor auf!»

Der Ruhigere trug eine Gorillamaske. Er zog einen älteren Herrn vom Geldautomaten weg und befahl ihm, sich hinzulegen. Eine zweite Kundin kauerte bereits vor dem Aufsteller mit den Prospekten. Der Gorilla bemerkte Stefan und Julia. Er rief dem Nervösen zu: «Schnapp sie dir!»

Julia rannte zurück ins Büro und schloss sich im Glaskasten ein. Ihr fiel ein, dass erst vor zwei Monaten eine Sparkasse in Arnstadt überfallen worden war. Die Täter waren noch nicht gefasst worden.

Ein Hämmern gegen die schussfeste Scheibe ließ sie zusammenzucken. Sie sah Geistergesicht, der die silbrige Waffe gegen Stefans Schläfe drückte. Durch die Löcher in der Maske starrten sie zwei hellblaue Augen an.

Auf Stefans Stirn standen Schweißperlen.

Antje flehte: «Julia, mach jetzt auf, wir geben denen alles!»

Sie gehorchte.

Der Gangster stieß Stefan und Antje zu ihr in den kleinen Raum, der als Notkasse diente. Ein paar tausend Euro in losen Scheinen lagen in der Schublade. Julia griff hinein, doch das Geld entglitt ihren zittrigen Fingern. Sie ging auf die Knie und krabbelte auf allen vieren über den Boden, um die Banknoten einzusammeln und in eine rote Sparkassentüte zu stopfen. Ihr fiel auf, dass der *Scream*-Typ die Enden seiner grauen Jogginghose in die Wollstrümpfe gesteckt hatte. Es sah unmöglich aus.

Schließlich packte der Typ Julia am Arm und zog sie hoch. Sein Griff schmerzte. Sie blickte in die Mündung des Revolvers.

«Wo ist der Tresor? Ihr müsst doch einen Tresor haben!»

«Den kriegen wir nicht auf», erwiderte Stefan. Julia staunte über seine Ruhe.

«Lügner!»

«AKT, automatischer Kassentresor.»

«Was heißt das?»

«Er hat eine Zeitschaltuhr. Jetzt geht da nichts.»

Geistergesicht schlug ihm die Waffe gegen den Kopf. Stefan taumelte und hielt sich an einem Stuhl fest. Blut tropfte zu Boden. Julia wünschte sich ganz weit weg.

Antje sagte: «Los, geben wir's ihnen.»

Im Keller sprang das Licht von selbst an. Julia öffnete den Tresorraum. Die Geldbündel lagen im Regal. Sie hoffte, dass Stefan unterdessen den Alarmknopf drücken würde. Die Polizeiinspektion befand sich an der Ernst-Thälmann-Straße, gerade mal drei Autominuten entfernt.

«Macht bloß keinen Scheiß mit Farbbomben oder so!»

«Haben wir gar nicht.»

Die neuen Hunderter trugen registrierte Nummern. Julia packte sie in die Tüte zu dem Geld aus der Notkasse. Insgesamt rund siebzigtausend Euro, schätzte sie.

«Münzen?», fragte Antje.

«Könnt ihr behalten.» Der Mann riss den Beutel an sich und stürmte die Treppe hoch.

Julia drückte zur Sicherheit den zweiten Alarmknopf, der neben der Stahltür angebracht war. Spätestens jetzt wusste die Polizei Bescheid.

Antje schloss sich im Tresorraum ein. Julia schlich zurück nach oben. Sie zog es vor, den Überblick zu behalten.

Stefan saß auf seinem Stuhl und drückte sich ein Taschentuch aufs Haar. Die Räuber brachen auf. Am Geldautomaten hielt der Gorilla inne, griff ins Ausgabefach, entnahm die Scheine des Rentners, der noch immer auf dem Boden lag, und warf sie ihm zu.

Die jungen Männer stiegen auf Mountainbikes. Beim Wegfahren rissen sie sich die Masken vom Kopf. Julia sah kurzgeschnittenes Haar. An der nächsten Kreuzung bogen die Räuber ab und waren verschwunden.

Polizeisirenen wurden lauter. Drei Streifenwagen hielten auf dem Nordplatz. Die Flüchtigen haben keine Chance, dachte Julia.

Dann fiel ihr wieder ein, dass die Fahndung nach den Tätern von Arnstadt bislang erfolglos geblieben war. Man spekulierte über ein weiteres Fluchtfahrzeug, das groß genug war, um die Räder darin zu verstauen.

Julia spürte, wie ihr Herz raste. Sie ließ sich zu Boden sinken und vergrub das Gesicht in den Händen.

2015 – Düsseldorf

2



Montag, 30. November

Fast wäre Melli Franck gegen den dunklen Wagen geprallt, der vor dem Restaurant halb auf dem Bürgersteig stand. Durch die Regenschlieren am Fenster war die Silhouette des Fahrers kaum zu erkennen. Idiot, dachte sie, hier ist kein Parkplatz. Doch weil das *Greens* Ruhetag hatte, verscheuchte sie ihn nicht.

Sie erreichte das Vordach und schüttelte den Schirm aus. Sie war in Eile, denn sie war in einer Stunde mit ihrer Freundin Marie zur großen Demonstration für Toleranz und gegen Rassismus verabredet, der Gegendemo zu einem geplanten Naziaufmarsch mitten in der Stadt.

Der Gedanke an Marie machte sie kribbelig. Teenagergefühle mit Mitte vierzig – ausgerechnet gegenüber einer Frau. Was ist nur los mit mir?

Melli kramte in ihrer Tasche nach dem Schlüsselbund. Das *Greens* – mein Reich, dachte sie beim Öffnen der Tür und tastete nach dem Lichtschalter.

Unordnung im Gastraum. Das Pult für den DJ, die Stehtische, alles stand noch kreuz und quer herum. Offenbar war es gestern zu spät geworden, um aufzuräumen. Zwei Mäntel hingen an der Garderobe – von ihren Besitzern vergessen.

Melli füllte einen Sektkühler mit Wasser und benutzte ihn als Vase für die Tulpensträuße, die sie vom Wochenmarkt mitgebracht hatte. Morgen früh würde sie die Tische damit schmücken.

Ihr Handy klingelte. Der Name auf dem Display ließ sie stutzen. *Hannig*.

Was wollte der Mistkerl? Melli drückte ihn weg. Fast kippte sie den Kühler um. Ich darf nicht zulassen, dass der Typ mich so aufregt. Er wird nie wieder einen Fuß in mein Restaurant setzen.

Morgen würde sie die ersten Bewerbungsgespräche führen, um ihren bisherigen Küchenchef zu ersetzen. Am meisten versprach sie sich von einem jungen Spanier, der in renommierten Häusern gelernt hatte und darauf brannte, sich zu beweisen. Die Speisekarte würde sich ändern, das war unumgänglich. Wird mein Stammpublikum das akzeptieren? Ich muss behutsam vorgehen, überlegte Melli.

Sie griff nach einem Glas, schenkte sich einen Schluck vom feinen Grauburgunder ein und setzte sich damit an einen Tisch am Fenster. Zuerst sortierte sie die Post nach Dringlichkeit. Dann öffnete sie den cremefarbenen Umschlag, der von ihrem Lieblingswinzer aus Baden stammte. Eine Zahlungserinnerung – habe ich tatsächlich verpennt, die letzte Rechnung zu begleichen?

Melli las die Summe, die der Weinlieferant anmahnte, und glaubte für einen Moment in einen Abgrund zu blicken. Das auch noch, dachte sie.

Der Mann im dunklen Mondeo fühlte sich wie unter einer Tarnkappe. Ein trister Herbsttag, schon dunkel, der Regenschauer wurde kräftiger, aber er saß im Trockenen. Die wenigen Passanten eilten unter Kapuzen oder Schirmen an seinem Auto vorbei und nahmen ihn nicht wahr.

Er fragte sich, wo sein Kumpel blieb. Noch zehn Minuten, beschloss er. Dann erledige ich den Job allein.

Durch die Seitenscheibe behielt er das *Greens* im Blick. Im Fenster konnte er die Wirtin ausmachen. Erst neulich hatte er gelesen, dass es zwischen ihr und ihrem Freund

kriselte, diesem Fernsehfrützen von *Tacheles-TV*. Ab und zu sah man Aufnahmen des prominenten Paares in der Zeitung.

Melli Franck – immer noch attraktiv.

Er streifte seine Handschuhe über.

Sie überflog ein zweites Mal die Mahnung des Winzers. Daraufhin lief sie in das Kabuff, das sie, wenn sie zu Scherzen aufgelegt war, ihr «Büro» nannte. Dort setzte sie ihre Lesebrille auf und knöpfte sich die Buchhaltung vor.

Nach Berücksichtigung aller Belege, die noch nicht verrechnet waren, kam sie auf einen Fehlbetrag von knapp zweitausend Euro – den Gegenwert von vierzig Flaschen zum Ausschankpreis. Im Zeitalter von Kassenbons und Kreditkartenzahlung war eine solche Abweichung kaum möglich. Melli konnte sich das nicht erklären. Steckte ebenfalls Hannig dahinter?

Sie dachte nach. Vierzig Flaschen in drei Monaten. Etliche Gläschen hast du selbst abgezweigt. Dir und dem Personal am Ende eines langen Tags einen Drink spendiert, um den Adrenalinpegel herunterzufahren. Dich ruhiggestellt, wenn du mal eine Pille vom Muntermacher zu viel genommen hast.

Das hat ab jetzt ein Ende, beschloss Melli. Künftig würde sie sich selbst und den Angestellten mehr Disziplin abfordern. Die Einkäufe eigenhändig erledigen und am Abend die Letzte sein, die das Restaurant verlässt. Den Ruhetag streichen, falls es sich rechnet.

Keiner ahnte, dass der Laden seit Monaten nichts mehr abwarf. Die Gäste bestellten wie eh und je ihre Wagyu-Steaks und Hummerschwänze, aber die erhöhte Miete fraß alles auf.

Wieder klingelte ihr Handy. Diesmal war es Karsten.

Ihr Freund – war er das noch?

«Ich hab die ganze letzte Nacht versucht, dich zu erreichen», sagte Karsten. «Wo warst du?»

Melli fragte sich, was sie antworten solle. Dass ich das Handy ausgeschaltet und die Nacht bei Marie verbracht habe?

Wie oft habe ich dich wegen des *Greens* um Hilfe gebeten? Stets hast du dich verweigert, alter Geizhals. Aber ich soll dir zur Verfügung stehen, sobald dir der Sinn danach steht.

«Sehen wir uns heute?», fragte er.

«Ich hab dir doch erzählt, dass ich mit Marie auf die Demo gehe.»

«Mit Marie?»

«Für Toleranz und gegen Rassismus.»

«Dein plötzliches Interesse für Politik. Da steckt doch etwas anderes dahinter. Warum gibst du nicht zu, dass du dich mit einem Kerl triffst?»

«Karsten, bitte. Du machst dich lächerlich. Du solltest dich mal hören.»

«Dann sag mir, dass ich mich irre!»

«Lass uns ein andermal reden. Du bist ja völlig übergeschnappt.»

«Melli, ich will jetzt wissen ...»

Sie drückte ihn weg.

An Karstens Stelle war schließlich ihr Exmann eingesprungen, um das *Greens* vorläufig vor dem Bankrott zu retten. Erst vor wenigen Tagen hatten sie sich geeinigt, buchstäblich in letzter Minute. Aber die Finanzspritze würde nicht lange reichen. Sie hatte Thorsten unmissverständlich klargemacht, dass sie einen Nachschlag erwartete. Für eine fällige Renovierung und für das Gehalt, das ein guter Küchenchef verlangte. Und für ein paar Fehler der Vergangenheit, die sie auszubügeln hatte.

Melli kämpfte gegen den Drang, eine Tablette einzuwerfen. Zu einem Neuanfang gehörte auch, auf das Teufelszeug zu verzichten.

Der Mann im Mondeo kontrollierte die Uhrzeit. Er versuchte, seinen Kumpel auf dem Handy zu erreichen, doch der ging nicht ran. Hatte er den Job vergessen, oder wollte er sich drücken? Kein Verlass auf den Kerl.

Er beobachtete, wie die Wirtin an ihren Fensterplatz zurückkehrte. Einmal hatte er selbst in dem Lokal gespeist. Melli Franck hatte ihm und seinen Kollegen persönlich die Karten gebracht und ihnen nach dem Mahl einen Grappa auf Kosten des Hauses angeboten. Und zwar nicht das Billigzeug aus dem Supermarkt.

Würde sich die Frau an ihn erinnern? Wohl kaum, vermutete er. Eine wie die merkt sich nur die prominenten Gäste. Und davon hat sie jede Menge, wie es heißt.

Er rief sich ihre Erscheinung ins Gedächtnis, ihre Aufmachung an jenem Abend. Reizvoll dekolletiert, in engsitzen Hosen, die ihre Beine zur Geltung brachten. Ihren Arsch. Die Lücke zwischen den Schenkeln.

Müsste mal flachgelegt werden.

Er leckte sich die Lippen und nahm den Hammer aus dem Handschuhfach.

Das Handy gab einen Signalton von sich, eine SMS war eingetroffen.

Marie hatte geschrieben.

Bin schon da, freu mich auf dich.

Melli dachte an die Wärme, die sie bei ihrer Freundin empfand – es war mehr als eine gemeinsame Wellenlänge, es ging näher und tiefer. Sie kannte Marie durch ihren Ex, dessen rechte Hand für die Finanzgeschäfte Marie war. Gelernte Bankerin, studierte Betriebswirtschaftlerin, aber aus einfachen Verhältnissen. Ihr Gehalt schien sie als unsittlich hoch zu empfinden, weshalb sie sich zum Ausgleich in sozialen Projekten engagierte.

Melli musste an Karsten denken, der jegliches Engagement für Flüchtlinge verspottete – und neulich sogar einen

Pegida-Häuptling in seiner Talkshow hofiert hatte. Der Kerl hatte eine Deutschlandfahne auf seinem Sessel ausgebreitet, vom «Volk» geschwafelt, das betrogen werde, und seine Kritiker als «undeutsch» bezeichnet. Ein Tiefpunkt in Karsdens Karriere, zweifellos.

Sie tippte die Antwort an Marie: *Wo treffen wir uns?*

U-Bahnhof Bismarckstraße, Südausgang.

Gib mir noch eine halbe Stunde.

Lass dir Zeit, Süße.

Ein Blick auf ihre Uhr, dann schlitzte sie den letzten Briefumschlag auf. Er enthielt eine Einladungskarte des Karnevalvereins, dem sie angehörte. Melli erstarrte, als sie las, dass das Vorstandssessen am Ende der Session im *Pfefferkorn* stattfinden würde.

Niemand hatte sie vorab informiert. Eine Entscheidung hinter ihrem Rücken, eiskalt und beschämend. Die letzten Jahre war stets das *Greens* das Restaurant der Wahl gewesen. Und jetzt ausgerechnet das *Pfefferkorn*, wo sie manchmal am Vormittag ihren Kaffee trank und mit dem Wirt übers Wetter plauderte. Ein schmieriger Mistkerl!

Die Konkurrenz war hart in diesen Zeiten. Man intrigierte und streute Gerüchte. Nächstes Jahr speist der Vorstand wieder bei mir, sagte sich Melli. Sie würde hartnäckig bleiben, denn so war es ihre Art.

In ihrer Jugend hatte sie eine Laufbahn als Konzertpianistin angestrebt. Sie übte unermüdlich, gewann Nachwuchspreise und studierte am Konservatorium. Ein paar Jahre nach ihrer Hochzeit geschah dann der Unfall, der zwei Finger ihrer linken Hand verkrüppelte.

Zuerst hatte sie der Mut verlassen, doch ihr Mann tat alles, um sie aufzufangen. Damals hatten sie sich noch geliebt. Thorsten bezahlte Spezialisten, Operationen, Physiotherapie. Die Finger blieben steif, ihre Depressionen wurden manifest. Thorsten bezahlte den Seelenklempner. Dann

machte er sie zur Managerin seiner Gastronomiebetriebe – die neue Aufgabe rettete ihr das Leben.

Melli entdeckte ihren Kampfgeist wieder und ihr Talent als Gastgeberin.

Nach der Scheidung überließ Thorsten ihr das Restaurant. Laut Ehevertrag wäre er nicht dazu verpflichtet gewesen. Und er wird mir weiterhin helfen. Ich weiß das.

Das *Greens* war eine Institution. Hier tafelten nicht nur Geschäftsleute auf Dienstreise, die um die Ecke in den Hotels an der Kö übernachteten. Hier trafen sich Leute, die angesagt waren oder es werden wollten. Leute, die sich gerne zeigten und die Klatschspalten der Yellow Press füllten.

Doch auf Dauer war es teuer, die High Society zu halten. Nach der letzten Mieterhöhung hatte ihr Steuerberater sie eindringlich gewarnt: Weiteres Durchwursteln könne als Insolvenzbruch ausgelegt werden. Schließlich schlugen auch die Banken Alarm.

Zuerst hatte Thorsten nicht anders reagiert als Karsten. Sie musste alle Register ziehen. Schließlich ließ sich ihr Ex auf einen Deal ein, der fair war, wie sie fand: Sie überschrieb ihm das Lokal zur Hälfte, dafür gab er ihr Luft zum Atmen.

Melli hob das Glas auf ihren Exmann. Ein kalter, zynischer Arsch – warum vergucke ich mich immer in die gleichen Typen? Aber damit ist jetzt Schluss.

Sie dachte an Marie und beschloss aufzubrechen.

Es klopfte an der Eingangstür. Vor Schreck ließ sie fast das Weinglas fallen.

War das Hannig?

Marie Corinth trat zur Seite, um den Menschen Platz zu machen, die aus der U-Bahn ins Freie strömten. Der Regen prasselte auf ihren Schirm. Weiter vorn quäkte eine Stimme über die Lautsprecher. Die Kundgebung würde in zehn Minuten beginnen.

Es ist wichtig, Flagge zu zeigen, dachte Marie. Die Welle der Fremdenfeindlichkeit zu stoppen. Sie freute sich, dass Melli über ihren Newsletter die Stammkunden des *Greens* zum Mitmachen aufgerufen hatte. Damit wurden Kreise erreicht, die sich sonst vielleicht nicht angesprochen fühlten.

Melli hatte es als prominente Unterstützerin der Demo sogar mit Foto in die Zeitung geschafft. Falls das auch als Werbung für das Restaurant dienen konnte – umso besser.

Es wäre nicht schlimm, wenn Melli die erste Rede verpasste. Tausende waren gekommen, schon jetzt ein Erfolg.

Marie fragte sich, wie lang es her war, dass sie zuletzt an einer solchen Veranstaltung teilgenommen hatte.

Sie dachte an ihre Zeit als militante Tierschützerin. Sie war neunzehn gewesen. Mit ihrem damaligen Freund hatte sie einen Anschlag auf ein Versuchslabor ausgeheckt, um die Hunde zu befreien, die dort zu Tode gequält wurden. Süße Beagles in engen Käfigen, die an Schläuchen hingen und mit Chemie vollgepumpt wurden. Aufgebohrte Schädel, Sonden im Gehirn. Sie hatte Fotos gesehen. Schrecklich.

Sechzehn Jahre ist das her – wie naiv ich damals war!

Sie blickte auf die Uhr, dann verstaute sie die Hand wieder in der wärmenden Tasche ihres neuen Mantels. Prada, eigentlich Wahnsinn. Sie hatte das schöne Teil, das sie wochenlang im Schaufenster bewundert hatte, im Winterschlussverkauf ergattert. Für die Hälfte des ursprünglichen Preises – trotzdem noch so viel, dass man dafür eine ganze Flüchtlingsfamilie hätte neu einkleiden können.

Melli lachte nur über ihre Skrupel. Sie war so anders. Sie hatte Stil. Melli betrat einen Raum und stand sofort im Mittelpunkt.

Zum ersten Mal seit langem gab es einen Menschen, den Marie lieben konnte. Sie hatte vieles ausprobiert, Männer wie Frauen, doch mit Melli war es anders. Sie hatten die halbe Nacht geredet und waren Arm in Arm eingeschlafen.

Marie hielt Ausschau nach ihrer Freundin.

Das Klopfen hörte nicht auf.

Melli tippte die Nummer von Viktor in ihr Handy. Viktor Krömer, Mädchen für alles und ihr einziger Vertrauter unter den Angestellten.

«Was gibt's, Melli?»

«Ich bin im Restaurant. Da pocht einer an die Tür. Wenn das Hannig ist ...»

«Soll ich die Polizei rufen?»

«Ja, aber warte, Viktor. Ich schau zuerst nach. Bitte bleib dran!»

«Sei bloß vorsichtig, Melli ...»

Sie drehte den Schlüssel, zog die Tür auf und trat einen Schritt zurück.

Ein Unbekannter stand unter dem Vordach, nasses Haar, ein Regentropfen hing an der Nasenspitze.

«Was wollen Sie?», fuhr sie den Mann an, heftiger als beabsichtigt.

«Entschuldigung, ich hab heute Nacht meinen Mantel ...»

«Schon gut.» Sie wandte sich um, nahm das gesteppte, schwarze Ding vom Haken und drückte es dem Typen in den Arm.

Er deutete zur Garderobe. «Nein, sorry, der andere.»

Melli reichte ihm das zweite Teil, es war aus hellem Popeline mit bunt bedrucktem, seidigem Futter. Dabei nahm sie das Handy wieder ans Ohr.

«Entwarnung, Viktor.»

Es schüttete so stark, dass für einen Moment der grüne Neonschriftzug auf dem Vordach das Einzige war, was sich aus der Dunkelheit abhob.

Dann hörte der Regen mit einem Mal auf.

Es ärgerte ihn, dass sein Kumpel noch immer nicht aufgekreuzt war. Er drehte den Autoschlüssel, um die Heizung laufen zu lassen. Mit dem Motor sprang auch das Radio an. Der lokale Sender warnte vor Verkehrsbehinderungen in der Innenstadt. Gleich mehrere Demonstrationen, rechte Deppen, linke Chaoten und jede Menge besorgte Bürger. Sogar der Oberbürgermeister hatte zur Teilnahme aufgerufen – und dafür vom Verwaltungsgericht wegen Verletzung seiner Neutralitätspflicht eins auf den Deckel gekriegt.

Er spürte, wie die Pillen wirkten, die er eingeworfen hatte. Wieder stellte er sich Melli Franck vor. Ihre Beine, ihr Dekolleté – wie würde die Schlampe reagieren, wenn er sie in die Titten kniff? Er malte sich aus, wie sie schrie.

Und wie ihre Seele entschwinden würde.

Während er es ihr besorgte.

Autoscheinwerfer im Rückspiegel, ein Wagen hielt unmittelbar hinter ihm. Die Lichter gingen aus. Sekunden später piepste das Handy. Sein Kumpel hatte eine SMS geschrieben.

Ich bleib draußen und pass auf, okay?

Weichei, dachte er. So einfach kommst du nicht davon. Dieser Job wird richtig schmutzig.

«Sorry, Viktor», sagte Melli ins Handy, nachdem sie den Gast verabschiedet hatte. «Dass ich dich am freien Tag ...»

«Kein Problem.»

«Wir müssen morgen übrigens etwas früher anfangen. Umräumen fürs Mittagessen. Zweiertische, weiß eingedeckt. Um halb zehn?»

«In Ordnung.»

«Viktor ...»

«Ja?»

«Warst du ebenfalls Kunde bei Hannig?»

«Aber Melli!»

Sie biss sich auf die Lippen. Dummes Misstrauen. Zu oft hatte man sie hereingelegt.

«Ehrlich», beteuerte Viktor. «Ich hatte keine Ahnung, bis er mich ansprach und mir ein paar Steaks aus dem Gefrierschrank verticken wollte. Und dann hab ich dich sofort ... das weißt du doch!»

«Vergiss, was ich gesagt habe. Es tut mir leid.»

«Traust du mir nicht mehr?»

«Doch, doch, es ist nur ...»

«Was denn, Melli?»

Sie murmelte eine weitere Entschuldigung und beendete das Gespräch. Sie schenkte sich vom Grauburgunder nach, lief ins Büro und suchte in der untersten Schublade des Schreibtisches nach der bunt emaillierten Blechdose. Mit einem kräftigen Schluck spülte sie eine Pille durch die Kehle. Clean bleiben kann ich auch morgen.

Alles wird gut – Maries Worte.

Melli öffnete den Tresor, um auf dem Weg zur Demo schnell noch die Bareinnahmen des Wochenendes zur Bank zu bringen.

Wieder klopfte es.

Der andere Mantel, dachte Melli.

Immer mehr Menschen stauten sich auf der Bismarckstraße. Selbstgebastelte Schilder mit Sprüchen gegen Rassismus und für ein buntes Miteinander. Fahnen in Rot, Orange

und den Farben des Regenbogens. Eine fast euphorische Atmosphäre.

Wir sind Gleichgesinnte. Wir stehen für das Gute.

Willkommenskultur statt Dunkeldeutschland, dachte Marie.

Sie schlang ihren Schal fester um den Hals und stellte den Kragen hoch. Ihre Freundin war jetzt über der Zeit. Ich muss mich daran gewöhnen, dass Melli es mit der Pünktlichkeit nicht immer so genau nimmt, sagte sich Marie.

Auf der Bühne sprach bereits die zweite Rednerin, Wortfetzen wehten herüber. Marie gab ihren Posten auf und drängte nach vorn, um etwas zu verstehen.

Die Frau auf der Bühne vor dem Gewerkschaftshaus meldete, dass sich im Moment knapp einhundert Nazis vor dem Hauptbahnhof zusammenrotteten. Sie warteten offenbar noch auf Verstärkung aus Dortmund.

Marie spähte eine Seitenstraße entlang. Das andere Ende war von Polizeifahrzeugen verstellt. Ein Dutzend Beamte rannte in Richtung Bahnhof vorbei. Die blauen Uniformen erinnerten Marie an die Nacht vor sechzehn Jahren.

Sie und ihr Freund Helmut hatten die Kameras übersehen. Beim Zerschneiden des Zauns war der Wachdienst des Tierversuchslabors auf sie aufmerksam geworden. Das Loch war noch nicht fertig, als die Hetzjagd begann.

Helmut schaffte es zu fliehen, sie jedoch strauchelte im unwegsamen Gelände. Die Wachleute nahmen sie fest und beschlagnahmten ihren Rucksack voller Werkzeug und Benzinflaschen. Die Männer lachten sie aus und schubsten sie herum.

Deren Vorgesetzter brachte sie in ein fensterloses Büro voller Monitore, verriegelte die Tür und stellte sie vor die Wahl. Ficken oder Polizei.

Sie protestierte und wehrte sich, doch er schlug sie, bis ihr Kopf dröhnte, warf sie über den Tisch und band sie fest in einem Tempo, als hätte er Übung darin. Nachdem der

Mistkerl seinen Spaß gehabt hatte, drohte sie ihm mit der Polizei. Er lachte nur – jeder seiner Mitarbeiter würde zu seinen Gunsten aussagen.

Beim Gedanken an das Schwein ballte Marie die Fäuste. Sie hatte bis heute mit niemandem über die damalige Nacht gesprochen. Nicht einmal mit Melli.

Marie versuchte sich zu orientieren und wählte Mellis Handynummer, um mit ihr einen neuen Treffpunkt zu vereinbaren.

Es meldete sich nur die Mailbox.

Melli nahm den übriggebliebenen Mantel vom Haken, das schwarze Daunending, und öffnete die Tür. Noch ein Unbekannter – sie streckte ihm das Kleidungsstück hin. Nimm es und verpiss dich, ich habe keine Zeit.

Ein harter Stoß.

Melli krachte gegen das DJ-Pult.

Der Schreck und der Schmerz in den Rippen ließen sie nach Luft ringen. Ein zweiter Kerl betrat das Restaurant und drückte die Tür hinter sich ins Schloss. Melli hielt den dicken, gesteppten Mantel vor ihren Körper, als böte er Schutz.

Sie reckte ihr Kinn. «Verdammt, was wollt ihr?»

Die beiden Männer gingen auf sie zu. Der eine grinste und entblöste dabei schlechte Zähne. Melli wich hinter die Theke zurück.

Keinen Widerstand leisten, dachte sie. Bloß nicht das Leben wegen einer überschaubaren Geldsumme aufs Spiel setzen. Oder wegen ihres Pillenvorrats in der Blechdose – falls die Mistkerle es darauf abgesehen hatten.

«Der Tresor ist im Büro», sagte Melli. «Aber macht euch keine falschen Hoffnungen. Viel gibt es nicht zu holen.»

Die Männer nahmen sie in die Zange. Beim Blick in die Gesichter wurde Melli klar, dass es ihnen um etwas anderes ging.

Ein Schlag traf ihren Kopf und ließ sie in die Knie gehen.
Überall Blut. Mein Blut.

Über dem Eingang hing ein Banner:

Brigitte Veih, Grenzfall, NRW-Kunstforum 1. 12. 2015 bis 13. 3. 2016.

Vincent fragte sich, ob er sich das wirklich antun sollte. Seine Freundin Nina hatte ihm zugeredet. Deine Mutter würde sich freuen. Und du wirst dich danach ebenfalls besser fühlen.

Ihr Dickschädel seid euch ähnlicher als du denkst, hatte Nina gesagt.

Der Regenschauer trieb Vincent die Treppe hoch bis unter den Dachvorsprung. Er drückte einen Flügel der Glastür auf, atmete tief ein und durchquerte das Foyer. Vor dem Durchgang zum Ausstellungsraum stand eine junge Frau mit einem Tablett voller Getränke. Vincent schnappte sich ein Glas Wasser, damit er etwas hatte, um sich festzuhalten, und trat ein.

Die Vernissage am Vorabend der eigentlichen Ausstellungseröffnung: Weiter hinten lauschten etwa vierzig Leute einer Frau im schwarzen Kostüm. Vincent erkannte die Kuratorin des Kunstforums. Er schnappte die Worte «Heimat» und «Abgrenzung» auf.

Applaus, der offizielle Teil war anscheinend beendet. Die Leute umringten Stehtische, griffen zu Sekt und Salzgebäck. Vielstimmiges Gemurmel.

Der Liedermacher René Hagenberg, ein enger Freund seiner Mutter, winkte Vincent einen Gruß zu. Weitere Gäste kamen ihm bekannt vor. Brigitte stand inmitten einer Menschentraube. Sie war wie immer schlicht gekleidet, Jeans und dunkles Männerhemd, das kurze Haar wirkte unge-

kämmt. Vincent wollte keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen und verzichtete darauf, zu ihr vorzudringen.

Erinnerungen strömten auf ihn ein. Wie seine Mutter ihn zu ihren Freunden in Niederbayern weggab, als er sieben Jahre alt war. Wie kalt sie sich ihm gegenüber verhalten hatte – warum eigentlich?

Als er danach bei den Großeltern aufwuchs, war es tabu, über Brigitte zu sprechen. Nur die Fernsehnachrichten hielten ihn auf dem Laufenden: Fahndung, Festnahme, Hungerstreik und Zwangsernährung – Vincent hatte nie gewusst, ob er seine Mutter verachten oder ihr die Daumen drücken sollte.

Nachdem er den Beruf seines Großvaters ergriffen hatte, wurde es nicht besser. Unter den Kollegen sprach sich herum, dass er der Sohn einer in Köln-Ossendorf einsitzenden RAF-Terroristin war. Kaum ein Tag ohne Anspielungen und abfällige Bemerkungen – und natürlich gab er seiner Mutter die Schuld daran.

Als Brigitte nach zwanzig Jahren Haft entlassen wurde, musste Vincent feststellen, dass sie sich kaum verändert hatte. Keine Herzlichkeit, keine Reue. Dass ihr Sohn Polizist geworden war, empfand sie als Affront. Erst in der letzten Zeit hatte sich ihr Verhältnis ein wenig gebessert.

Prost, Mama, auf deine neuen Bilder! Vincent leerte sein Glas und stellte es ab. Auf dem Weg nach draußen blieb er noch einmal vor der Stirnwand stehen. Drei Fotos hingen dort, drei Gesichter, deren Blick ihn fixierten: ein trauriges Kind, ein Alter mit zerfurchtem Gesicht, eine hagere Dunkelhäutige mit Kopftuch.

Diese Augen.

Die Aufnahmen drückten Stolz und Würde aus. Vielleicht sogar eine Form von Weisheit. Vincent fragte sich, wie seine Mutter die Leute dazu brachte, so zu gucken. Sie hatte für diese Ausstellung Bewohner von Flüchtlingsunterkünft-

ten porträtiert. Stets vor einer weißen Fläche, wie es ihrem Stil entsprach.

Jemand tippte ihn an. Er fuhr herum.

Brigitte stand vor ihm. «Läufst du schon wieder weg?»

«Danke für die Einladung.»

«Gestern habe ich noch eine Ausstellung eröffnet. Im Hauptbahnhof von Leipzig.»

«Gratuliere.»

«Wo ist Ninotschka?»

«Ich treffe sie gleich auf der Demo.»

Brigitte verzog die Mundwinkel. «Glaubst du, die Faschisten lassen sich von eurer Kundgebung beeindrucken?»

Vincent verzichtete darauf, sich auf eine politische Diskussion mit seiner Mutter einzulassen. Er wandte sich zum Gehen, doch sie hielt ihn fest.

«Hast du noch die Briefe meines Vaters?»

«Wieso?»

«Ich will ein Buch über ihn schreiben.»

«Ach.»

«Ich weiß, du würdest lieber eine Decke über seine Vergangenheit breiten. Könnte ja ein schlechtes Licht auf das Land werfen. Auf dich und deinen Beruf.»

«Quatsch, ich frag mich nur, ob die Welt auf ein solches Buch wartet.»

«Das hast du über meine Autobiographie auch gesagt.»

Und mich geirrt, dachte Vincent. *Frei und ohne Furcht* – damit war seine Mutter zum Liebling der Talkshows avanciert. Als sei es schick, Terroristin gewesen zu sein. Dabei enthielt der Erinnerungsband kein Wort der Distanzierung oder Entschuldigung. Echte Aufarbeitung sieht anders aus.

Sie fragte: «Weißt du, dass Gerhard Veih noch in den Achtzigern rechte Propaganda in die DDR geschmuggelt hat?»

«Wer sagt das?»

«Verwandte in Thüringen. Der Scheißkerl war bis zum Schluss ein Hetzer und Nazi-Nostalgiker.»

«Was hast du im Osten gemacht?»

«Familie. Recherche. Ich will mich meiner ganzen Geschichte stellen.»

Vincent fiel ein, dass er als Kind ein paarmal mit seinen Großeltern in Jena gewesen war. Wie seltsam ihm die DDR vorgekommen war, grau in grau und von einem fremden Geruch bestimmt – nach dem Ruß der Trabis und der Kohle, mit der die Häuser geheizt wurden. Es gab Türen ohne Klingel, an denen man klopfen musste. Es gab Häuser, die das Klo im Keller hatten.

Die gleichaltrigen Jungs gafften ihn an wie ein Tier im Zoo. Später erfuhr er, dass sie den Wessi schon an seiner Kleidung erkannten. Und dass sie alles dafür getan hätten, solche Jeans zu besitzen, wie er sie trug.

Beim letzten Mal war es Winter, Ende 1988 – also war er da schon achtzehn gewesen. In Vincents Erinnerung war sogar der Schnee in der DDR grau gewesen.

«Die Leser sollen erfahren, wozu ein ganz normaler Mann fähig ist», sagte Brigitte. «Wenn er glaubt, im Namen Deutschlands zu handeln.»

«Fähig war», korrigierte Vincent. «Du sprichst vom Krieg.»

«Ein ganz normaler deutscher Polizist. Und ich spreche vom Holocaust.»

«Schreib, was du willst. Ich wünsch dir viel Erfolg.»

«Ich tu's für mich. Meine Eltern sind der Grund, warum ich wurde, wie ich bin. Das Buch ist eine Reise zu meinen Wurzeln.»

Vincent wollte das nicht vertiefen. Er blickte auf seine Uhr.

«Ich muss los», stellte er fest.

«Wie findest du eigentlich meine Fotos?»

«Soll ich ehrlich sein?»

Brigitte verschränkte die Arme.
«Du wirst immer besser.»
[...]